

22. Jahrgang.

[illegible]

Geschäftsbetrieb der Auskunfteien.

In Nr. 426 des „Berliner Tageblattes“ vom 23. August 1907 äußerte sich Herr Dr. W. John, Syndikus des Verbandes ostdeutscher Industrieller in Danzig, über die finanzielle Lage der Auskunfteien und macht ferner beachtenswerte Vorschläge, die zu gegenseitigen und verwaltungsbedürftlichen Maßnahmen in dieser Hinsicht führen sollen. Er sagt u. a.: Von den Auskunfteien, die berufen sind, über die Kredit- und Vermögensverhältnisse anderer zu urteilen, bilden also viele in der finanziellen Grundlage des eigenen Betriebes einen Zustand, der als recht unsolid bezeichnet werden muß.

Ich sage viele, nicht alle. Eine beschränkte Zahl größerer Institute hat nämlich die Gefahr durchschaut, die das Vorhandensein erheblicher schwebender Forderungsbeträge mit sich bringt, und dem Uebel zu steuern gesucht. So hat eine bekannte große Auskunftei*) die Gültigkeit der Auftragszettel auf ein Jahr beschränkt und dies unumwunden damit begründet, daß sie nur auf Grund dieser Einrichtung imstande sei, eine ordnungsmäßige Zahlungsabrechnung zu ziehen. Ein anderes Institut**) geht noch weiter; es hinterlegt die Erledigungsgelder für die umlaufenden Auftragszettel in Staatspapieren bei einer Bank und gewährt für die Auftragszettel eine zwei- bis dreijährige Gültigkeitsdauer. Wie steht es aber mit den anderen Auskunfteien, die keinerlei Deckung für die Guthaben ihrer Kunden geschaffen haben, besonders mit denjenigen, welche ihre Zettel als unverfallbar bezeichnen, also sich ihrer Kundenschaft gegenüber verpflichten, die Zettel auch nach 20, 50 und 100 (!) Jahren noch einzulösen?

Dah es sich um ganz erhebliche Summen handelt, welche die Auskunfteien der Geschäftswelt schulden, ergibt sich hinlänglich daraus, daß allein in ein Auskunfts-Institut in seinen Prospekten von einem jährlichen Verkauf von 4—5 Millionen Auftragszetteln spricht, und daß die Auskunftei, welche zur Errichtung eines Wertpapierdepots geschritten ist, nach kaum 3½-jähriger Tätigkeit 160 000 A. für Erledigungsgelder aus schwebenden Zettelschulden zurückstellen mußte. Bei dem jüngsten Konkurs der bekannten „Garantie“-Auskunftei Roggenbarts in Berlin ergab sich nach einer Mitteilung des „Leipz. Tagebl.“, Nummer 177, daß auf diese Weise die deutsche Geschäftswelt mit 700 000 A. in Mittelschulden gezogen worden ist. Es sind also bedeutende Verpflichtungen, welche die Auskunfteien der Allgemeinheit gegenüber eingegangen sind, selbst wenn man mit in Erwägung zieht, daß ein gewisser Prozentsatz der ausgegebenen Zettel verloren geht oder in Vergessenheit gerät.

Nachdem durch das genannte Gesetz über die privaten Versicherungsgesellschaften die Geschäftsführung der Versicherungsgesellschaften einer scharfen Aufsicht unterworfen und strenge Vorschriften über die Prämienreserve bei der Lebensversicherung erlassen worden sind, fragt es sich, ob es nicht zweckmäßig wäre, auch den Auskunften gleichartige Verpflichtungen hinsichtlich der Auftragszettel aufzuerlegen. Zum mindesten erscheint es geboten, daß die Auskunfteien angehalten werden, am Schlusse jedes Jahres bilanzmäßig nachzuweisen, wie viele Auftragszettel sie sich im voraus bezogen haben, wie viele davon im Laufe des Jahres eingelöst wurden und wie viele als verfallen zu betrachten sind, wobei die Festsetzung der Gültigkeitsdauer bis zu einer gewissen Grenze den Auskunfteien überlassen bleiben könnte. Der Nachweis würde durch ein gesetzlich vorgeschriebenes Formular erbracht werden können, auf welchem der Inhaber der Auskunftei ähnlich wie bei der Steuererklärung für die Richtigkeit einzutreten hätte. Zu erwägen wäre noch, ob nicht der bilanzmäßige Nachweis durch einen vereidigten Wirtschaftsprüfer bescheinigt werden müßte. Für die schwebenden Auftragszettel würde die übliche Erledigungsgeldgebühr (50 bis 70 A.) vor oder in mündelhaften Papieren bei der Reichsbank oder bei einer öffentlichen Kasse zu hinterlegen sein.

Von allen neu ins Leben tretenden Auskunfteien sollte aber grundsätzlich die Hinterlegung eines nicht zu niedrig bemessenen

Anmerkung der Redaktion: *) W. Schimmelpfenz. **) Das Kartell der Auskunfteien Bärge.

Kapitals — sagen wir einmal 20 000 bis 30 000 A. — als Kaution verlangt werden. Ein ähnliches Verfahren wird anderwärts bereits geübt; beispielsweise verlangt der russische Staat von jeder zu gründenden Auskunftei mit vier oder weniger Niederlassungen 25 000 Rubel und für jede weitere Niederlassung nochmals 5000 Rubel Kaution.

Durch diese und andere Maßnahmen würde ohne Zweifel ein großer Teil der Klagen über die Tätigkeit der Auskunfteien zum Schweigen gebracht, da die nach vorstehenden Gesichtspunkten arbeitenden, auf gesunder Grundlage beruhenden Institute auch einwandfreie Leistungen bieten würden. Es würden von vornherein alle unsauberen Elemente ausgeschlossen werden, die lediglich darauf ausgehen, durch den Massenverkauf von Auftragszetteln „Geld zu fabrizieren“. Den fragwürdigen Existenzen aber, die als letztes Mittel, um sich über Wasser zu halten, die Errichtung einer Auskunftei (am liebsten noch mit Anfallgeschäften) sich ausdenken und dann strupplos über die Kreditfähigkeit ihrer Mitmenschen ein Urteil abgeben, würde von vornherein das Handwerk gelegt sein.

Wegen der eingangs betonten Wichtigkeit des Auskunftswezens für unser gesamtes Wirtschaftsleben darf die Behördliche Regelung der in Betracht kommenden Verhältnisse nicht länger hinausgeschoben werden.

Aus aller Welt.

Ein Wortungehöuer. Ein Leser aus Essen schreibt uns: In einem Artikel „Was verdient man in Deutschland am Automobil-Omnibus?“ (von Koffalovitsch), der in Graf's Finanz-Chronik Nr. 45 veröffentlicht ist, gebraucht der Verfasser zur Bezeichnung eines Automobil-Omnibusses durchweg das Wort „Autobus“. Ich glaube ja nicht, daß der Verfasser das schöne Wort „Auto-bus“ direkt von unserem alten Omni-bus abgeleitet hat, möchte aber doch annehmen, daß manchem ein solcher Verdacht kommen könnte. Jedenfalls ist unsere gute deutsche Sprache, besonders auch auf technischem Gebiete, derart mit Fremdwörtern belastet, daß man gut daran tut, sich ein neu auftauchendes Ungeheuer wie „Autobus“ gleich nach seiner Geburt zu erschlagen.

Die Tagesarbeit der Pariser Welt-dame. Man darf nicht glauben, daß eine Pariser Dame „von Welt“ wenig zu tun hätte. Jedenfalls ist ihr Tag von früh bis abends voll besetzt. „Madame“ pflegt um 8 Uhr aufzustehen und nimmt dann ein kaltes oder laues Bad, gefolgt von Massage. Die Sitten haben die französischen Damen aus England übernommen; ursprünglich fürchteten sie sich vor kaltem Wasser beinahe ebenso wie die Italiener. Ihre Morgentoilette besteht in einem leichten Rock und einem Jäckchen. Das eigentliche „Morgenkleid“ ist aus der Garderobe der modernen Pariserin ganz verschwunden, angenommen etwa in der Form des Kimono. Beabsichtigt Madame, vielleicht aus Ermüdung, sich den Tag über oder doch längere Zeit zu Hause zu halten, so legt sie ein elegantes „Deshabille“ an, in dem man nötigenfalls auch Kreunde empfangen kann. Zum Frühstück, das sie in Gesellschaft des Gatten oder einiger näherer Freunde des Hauses einzunehmen pflegt, liebt sie, sich recht phantasiereich, originell und künstlerisch zu kleiden. Sie trägt etwa einen weißen Rock, der fast ganz bedeckt ist von einer Tunika in rosa Seide, die rosafarbene Aufschläge zeigt. Zu diesem Kleide gehört leichter Kuchentisch. Es folgt dann der Morgenausgang, der hauptsächlich den Einkäufen gewidmet ist. Hier bleibt die Pariserin dem Schneiderkostüm treu. Die gegenwärtige Mode verlangt etwa ein derbes blaues Serackleid mit kurzem, dicht gefülltem Rock, die Taille mit Falten an den Schultern, läßt eine gestickte Weste von schwarzem Satin sehen und wird durch einen engen Samtgürtel abgeschlossen. Dazu ein pilzförmiger Filzhut, sehr einfach mit einem

Samtband dekoriert. Das Kostüm wird vervollständigt durch einen weißen Mantel mit gesticktem Besatz. Auch für den Nachmittag spielt das Schneiderkleid eine große Rolle, wenn Madame etwa Besuche macht oder einer eleganten Hochzeit beizuwohnt. Aber das Schneiderkleid des Nachmittags ist von dem des Vormittags verschieden. Des Nachmittags trägt man etwa ein Kostüm in bronzegrünem Tuch. Der Rock sehr lang, der dazu gehörige Mantel folgt den Linien der Figur, reicht bis zu den Knien, hat die jetzt allgemein üblichen runden Schultern und ist mit breiten Seidenstreifen verziert. Zwei prachtvolle Knöpfe halten ihn über der Epitaphen zusammen; der Hut, wie gegenwärtig unvermeidlich, von sehr großen Dimensionen und, was jetzt beliebt ist, von anderer Farbe als das Kleid selbst — etwa braun. Immerhin ist das Schneiderkleid für den Nachmittag keineswegs so streng geboten, wie für den Vormittag. Es herrscht hier mehr Freiheit und Mannigfaltigkeit. Beim fünf-Uhr-See in „Hôtel“ trifft sich die ganze Eleganz: Wunder von Schneiderphantasie, die sich gar nicht in Worten beschreiben lassen, werden sichtbar. In der Regel kehrt Madame erst nach Hause, wenn es gerade Zeit ist, sich zum Dinner umzukleiden. Diners in den Restaurants sind noch immer in den Kreisen der Pariser Eleganz eine sehr beliebte Unterhaltung. Und für das Restaurant kommt es hauptsächlich auf Madames Hut an. Der muß bei dem abendlichen Ausgang ein Wunder von Originalität und — an Größe sein.

Eine verlorene Wette. In den Zeiten, da König Eduard noch als Prinz von Wales incognito in Paris zu weilen pflegte, betrat er auch einmal einen Juwelierladen, um einige kleine Einkäufe zu machen. Während er noch mit der Auswahl beschäftigt war, kamen zwei Amerikaner in den Laden. Der eine glaubte den Prinzen von Wales zu erkennen. Er wandte sich zu seinem Begleiter und fragte ihn mit lauter Stimme: „Wollen wir wetten, daß wir zusammen mit dem Prinzen von Wales Einkäufe machen?“ Die Wette kam zustande. Darauf schritt der eine Amerikaner auf den Prinzen von Wales zu und fragte ihn seelenruhig nach seinem Namen. Der Prinz hatte sich über die beiden Herren höchlichst amüsiert, und lächelnd erwiderte er: „Der Earl von Chester!“ „Verloren“, meinte der Amerikaner resigniert, denn er wußte nichts davon, daß der Prinz von Wales auf seinen inoffiziellen Reisen den Namen eines Earl von Chester trug, um allen feierlichen Entfängen zu entgehen. König Eduard aber erzählt noch heute manchmal lächelnd von der Wette, die verloren wurde, weil er nicht der Prinz von Wales war.

Karl Schipper, Hofphotograph, Rheinstr. 31.
Erstklassige Arbeiten. — Mässige Preise. 5663

Spezial Tee-Geschäft

mit Probierprobe

3 Webergasse 3

gegenüber J. Bacharach.

Direkter Import der beliebtesten Ceylon-Tee-Marken

der bekannten Firma

Ch. S. A. Bühringer, Colombo.

Pfund von 1.20 bis 6.— Mark

in 1/8 1/4 1/2 3/4 Packungen.

170

12 von 1.90
Postkarten an

12 Visites für Kinder 2.50

Nur 1. Materialien, nur 1. Arbeitskräfte.

Um unseren Kunden

auf Weihnachten

eine ganz besondere Freude zu bereiten, haben wir uns entschlossen,

Jedem, der sich in der Zeit vom 15. November bis inkl. 1. Dezember, ganz gleich in welcher Preislage, bei uns eine Aufnahme bestellt,

Als Geschenk

FAHRSTUHL.

eine Vergrößerung seines eigenen Bildes,

Sonntags geöffnet.

30 cm breit und 36 cm hoch mit Karton, zu verabsolgen.

546

Für die Haltbarkeit des Gratisbildes wird garantiert.

Samson & Cie.,

Wiesbaden, Grosse Burgstrasse 10.

Spezial-Abteilung für Vergrößerungen

unter Garantie künstlerischer und haltbarer Ausführung.

Größen, Anhänger und Vorstedknädel mit Semi-Emallbildern zu bekannt billigen Preisen.

Vergrößerungen v. 4 Mk. an. Lebensgröße zu 20 Mk.

Bei Vergrößerungen von Original-Aufnahmen

12 Visites in matt GRATIS



Nr. 270.

Sonntag, den 17. November 1907.

22. Jahrgang.

In den Fluten.

Roman von Jenny Hirdt.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Amtsrichter v. Reutern empfing das Ehepaar bei seiner Ankunft im Gerichtsgebäude mit allen Zeichen der tiefsten Teilnahme. Melnik war bereits von Elstesters Verhaftung unterrichtet, und sein Freund nahm keinen Anstand, ihm das Ergebnis des ersten Verhörs zuzulüftern.

„Der Glende ist ja des Mordes so gut wie überführt, sein Pochen und Großtun wird ihm nicht viel helfen, Lassen wir meine Frau noch nichts davon wissen, sie hat an dem, was ihrer wartet, genug,“ sagte Melnik mit einem warnenden Blick auf Melitta.

Reutern selbst führte Herrn und Frau v. Melnik nach dem Leichenschauhaufe, wo der verstümmelte Körper des schönen Mädchens jetzt unter einer schwarzen Decke auf dem Schragen lag. Die Hülle wurde entfernt, und Melnik, der zuerst herangetreten war, fuhr mit einem dumpfen Schrei zurück; sein Gesicht ward grünlich bleich, die Zähne klapperten, nur mit der größten Anstrengung hielt er sich aufrecht. Welche Vorstellung er sich auch von dem Aussehen der Toten gemacht hatte, die Wirklichkeit war doch noch viel grauenhafter.

„Weibe zurück, Melitta, du erträgst das nicht!“ rief er; aber schon hatte sie sich von dem Arme des Amtsrichters losgemacht und war herangetreten. Mit dem Mute: „Gertrud!“ sank sie ohnmächtig zusammen. Man trug sie hinaus; zitternd, schreiend, mit den Händen die Augen bedeckend, folgte ihnen die Kammerjungfer, die auf einen Wink ihres Herrn ihnen gefolgt war. In einem besonderen Zimmer des Gerichtsgebäudes, das ihr und ihrem Gatten geöffnet worden war, erhobte sich Melitta wieder. Hier gab sie ebenso wie Melnik zu Protokoll, daß sie in der Toten ihre Schwester erkannt habe.

Auch die Kammerjungfer, der Kutscher und der Diener, denen man die Leiche gezeigt hatte, gaben dasselbe Urteil ab; sah man auch vom Gesicht nichts mehr, fehlte die Hand mit den Ringen und waren von den Kleidungsstücken nur noch Fäßen übrig, so erkannte man doch das reiche, braune Haar, das von dem langen Liegen im Wasser jetzt freilich glanzlos und stumpf geworden. Ferner erklärte die Kammerjungfer die von Schlamm beschmutzten Strümpfe und Schuhe, welche die Füße noch beklebten, für diejenigen, welche das junge Mädchen beim Fortgehen getragen habe.

Auch der Gärtner, das Hausmädchen und noch einige andere Personen, welche Gertrud v. Rauffel gekannt hatten und die man im Laufe des Tages in das Schauhaus führte, sprachen sich übereinstimmend dahin aus, daß die gefundene Leiche die des jungen Mädchens sei. Nur die Köchin äußerte Zweifel; ihr Fräulein sei schlanker und von feinerem Gliederbau gewesen. Als ob man das an einer Wasserleiche noch hätte unterscheiden können!

Ihrer Behauptung wurde denn auch dem übereinstimmenden Urteil aller anderen gegenüber kein Gewicht beigelegt.

Auch Georg Elstester wurde vor die Leiche geführt. Mit Bestimmtheit widersprach er der Meinung, daß die Tote Gertrud von Rauffel sei, ja, er versprach sich sogar zu der Beischuldigung, alle, die dies gesagt, hätten es gegen besseres Wissen ge-

tan oder sich täuschen lassen.

„Zu welchem Zwecke?“ fragte ihn Inspektor Dietel, der samt dem Untersuchungsrichter ihn zu der Leichenschau begleitet hatte. Beide wußten nicht recht, was sie aus ihm machen sollten, sie hatten sich von dem grausen Anblick eine erschütternde Wirkung auf ihn versprochen, die aber gänzlich ausgeblieben war. Georg antwortete auf diese Frage nur durch ein vieldeutiges Achselzucken und sagte, auf die Tote deutend: „Wer diese Unglückliche auch sein möge, sie kann in ihrer äußeren Erscheinung Gertrud von Rauffel nicht nahe gekommen sein; sähe sie ihr auch ähnlich wie ein Ei dem anderen, ich behaupte doch — sie kann es nicht sein.“

„Warum nicht?“ fragten der Inspektor und der Amtsrichter gleichzeitig.

„Weil sie lebt.“

„Sie wissen also von ihr?“

„Ja.“

„Weshalb behaupteten Sie bis jetzt das Gegenteil?“

„Weil ich ihr versprochen hatte zu schweigen, weil ich glaubte, daß für sie und für mich viel, ja alles darauf ankomme, daß niemand erführe, wo sie sei. Jetzt sehe ich ein, daß ich nicht länger schweigen kann. Ich darf nicht dulden, daß man Gertrud v. Rauffel für tot erklärt und an ihrer Stelle eine andere begräbt; ich darf sie nicht länger vergeblich auf mich warten lassen.“

„Sie wollen uns in den Wahn versetzen, Gertrud v. Rauffel erwarte Sie?“ fragte der Amtsrichter mit ungläubigem Gesicht, und Dietel fügte hinzu:

„Fürchten Sie sich wirklich nicht, uns neben dieser Toten ein Märchen zu erzählen?“

„Es ist kein Märchen, sondern die volle Wahrheit,“ erwiderte Georg, „aber die Geschichte ist lang, vielleicht hören Sie sie doch lieber im Gerichtszimmer, als hier im Schauhaufe.“

Die beiden Herren tauschten einen Blick aus. „Gut,“ sagte der Amtsrichter, man soll Sie von hier sogleich ins Verhözimmer führen.“

7.

Wieder stand Georg Elstester dem Amtsrichter, hinter dem Inspektor Dietel Platz genommen hatte, in dem schmucklosen Verhözimmer mit den graugetünchten Wänden gegenüber. Seitwärts an einem mit grünem Tuch beschlagenen Tische saß der Protokollführer, bereit, jedes Wort des jungen Forstmanns zu Papier zu bringen.

So sehr alle drei sich in der Gewalt hatten, konnten sie doch nicht ganz die Spannung auf das, was sie nun erfahren sollten, verbergen.

Es war Spätnachmittag, die Luft drückend schwül; am östlichen Horizont zog ein schweres Gewölk auf, aber im Westen war es noch klar. Die sinkende Sonne warf gebrochene Strahlen durch die das einzig hohe Fenster des Zimmers beschattenden Zweige eines breitstämmigen Nußbaumes, so daß die Lichter bald auf den Gesichtern der beiden Herren hinter der Schranke spielten,

Bald das auf dem Tische des Amtsrichters stehende Kreuzifix ansehend.

Georg selbst stand im Schatten, er sah bleich aus und hielt sich nur mühsam aufrecht. Er hatte sich standhaft geweigert, von der Gefängnisloft, die man ihm geboten, etwas zu berichten und fühlte sich nun recht schwach. Der Amtsrichter bemerkte es und gestattete ihm, sich zu setzen. Eltester machte von dieser Erlaubnis sofort Gebrauch und sank auf einen Stuhl.

„Was haben Sie uns mitzuteilen?“ begann der Amtsrichter; „erzählen Sie.“

Es dauerte jedoch mehrere Minuten, ehe der junge Mann sich gesammelt hatte. Im Zimmer herrschte eine tiefe, feierliche Stille, so daß das Summen einer großen Fliege als lautes Geräusch erschien.

„Neben Sie, wir warten,“ mahnte der Amtsrichter.

Nun begann Georg nach einem tiefen Atemzuge erst leise und bedächtig, aber je weiter er sprach, immer lebhafter werdend: „Sie haben mich gefragt, Herr Amtsrichter, ob ich mit Gertrud v. Kauffel verlobt gewesen sei und ich habe das bejaht. Ich füge jetzt hinzu, daß wir uns geliebt haben seit den Tagen der Kindheit, daß ich, um sie zu erringen, statt schlecht und recht dem Verufe meines Vaters zu folgen und sein Amtsnachfolger in Segefeld zu werden, wie er der seines Vaters gewesen ist, die höhere Fortcarriere eingeschlagen habe und daß ich Gertrud mit dem Wissen und dem Segen ihrer Mutter seit dem vorigen Sommer schon meine Braut genannt habe.“

„Wußte aber sonst niemand von der Verlobung?“ schaltete hier der Untersuchungsrichter ein. „Weshalb diese Heimlichkeit?“

„Brauch ich das erst zu sagen?“ fragte Georg. „Frau von Kauffel fürchtete den Widerstand ihres Schwiegersohnes, wie des Konjuls Bauer, der Gertruds Vormund ist. Es konnte ja immerhin noch ein paar Jahre dauern, ehe ich Oberförster wurde.“

„Bei Fräulein von Kauffels Vermögensverhältnissen hätten Sie darauf nicht zu warten brauchen,“ bemerkte der Amtsrichter.

Eltester aber entgegnete sehr lebhaft: „Gerade bei ihrem Vermögen war es für mich Ehrensache, sie erst dann heimzuführen, wenn ich ihr eine Stellung bieten konnte. Wir gedachten, unsere Verlobung vielleicht noch zwei Jahre geheim zu halten, bis zu Gertruds Mündigkeit. Hätten wir vorhersehen können, daß der Tod sobald unsere teure Beschützerin, Gertruds gütige Mutter, entreißen würde, wir hätten vielleicht anders entschieden. So erschien uns die Zeit des Wartens nicht schwer, schien uns das Geheimnis, in das sich unsere Liebe hüllte, so süß, schien uns die Trennung und das Wiederfinden hier auf dem Schauplatz unserer Kinder Spiele ein unbeschreibliches Glück.“

„Und Sie wußten sich die Zeit des Wartens auch noch in anderer Weise zu verkürzen,“ fiel Reutern ein. Der warme Ton, in welchem Georg die Schilderung seiner Liebe zu Gertrud gab, erschien ihm nach allem, was sich ereignet hatte, eine Komödie, die ihn empörte.

„Alles, was man Gertrud v. Kauffel über mich gesagt hat, ist eine schändliche, nichtswürdige Verleumdung!“ fuhr Georg auf. „Ich habe jene Person in Berlin, mit der man mich in Verbindung gebracht hat, nie gekannt, habe nie einen jener Briefe geschrieben.“

„Bedenken Sie, was Sie sagen!“ rief Reutern. „Wissen Sie, wen Sie der Verleumdung, des falschen Zeugnisses zuziehen? Zwei hochangesehene, ehrenhafte Männer — Herrn v. Meinit und den Konjul Bauer.“

„Die beiden Gegner meiner Verbindung mit Gertrud,“ sagte Georg bitter.

„Das ist eine schwere Beschuldigung!“

„Man lege mir die Briefe vor, man lasse sie auf ihre Echtheit durch Schriftverständige prüfen.“

„Sie wissen, daß das nicht möglich ist, weil Fräulein von Kauffel sie verbrannt hat.“

„So stelle man das elende Weib mir gegenüber, das sich zum Werkzeug der ser Intrigue hergegeben hat.“

„Dieser Wunsch dürfte Ihnen vielleicht eher erfüllt werden, als Ihnen lieb ist,“ versetzte Reutern. „Die Beweise müssen aber doch sehr überzeugend gewesen sein, da Fräulein v. Kauffel daran geglaubt hat.“

„Ja, es war ein sehr geschicktes, teuflisches Machwerk, würdig eines —“, er verschluckte den Namen, „und meine arme, unerfahrene Gertrud ging in die ihr gelegte Schlinge.“

„Die junge Dame wird allgemein als sehr verständig und besonnen geschilbert. Sie selbst haben uns soeben erzählt, welche innige Liebe sie mit Ihnen verbunden haben soll, da ist es doch auffallend, daß sie sich so gänzlich von Ihnen abwenden konnte, ohne zu prüfen, ohne Ihre Rechtfertigung hören zu wollen.“

„Ich sagte bereits, die Fälschung war sehr geschickt ausgeführt. Hätte Gertrud auch selbst Herrn v. Meinit misstraut,

ihrem Vormunde glaubte sie. Eben weil sie so besonnen und verständig war und innig liebte, handelte sie, wie sie es getan. Obwohl man sie von meiner Schuld überzeugt hatte, traute sie doch ihrem Herzen nicht, darum schrieb sie mir den Abgabebrief, darum wollte sie mich nicht wieder sprechen, nicht wieder sehen.“

„Sie scheinen sich sehr genau in das Wesen der jungen Dame versezt zu haben, da Sie das so anschaulich schildern können,“ spottete Reutern.

„Das wäre nicht verwunderlich, da ich sie seit so vielen Jahren kenne und liebe. Indes ist diese Erklärung keine Kombination von mir, sondern ich habe sie aus Gertruds eigenem Munde.“

„Wann hätte sie Ihnen die gegeben?“

„An dem Tage, an welchem man sie vermißt hat.“

„Sie geben also zu, daß Sie sie an jenem Nachmittage gesprochen haben?“

„Ja.“

„Am Obersee?“

„Dort auch.“

„Beugen Sie doch nicht länger. Sie haben am Obersee eine Auseinandersetzung mit Fräulein v. Kauffel gehabt, sie hat nichts von Ihnen wissen wollen, der Born hat Sie übermannt und Sie haben sie ins Wasser geschleudert.“

„Ja, ich soll Gertrud ins Wasser geschleudert haben?“ Ich, dessen Leben, dessen Glück, dessen Seligkeit in ihr beruht?“ schrie der junge Mann und sprang auf.

Die tiefe Leidenschaft, die Wahrheit, welche in diesem Ausspruch lag, machte die Zuhörer betroffen; sie tauschten Blicke miteinander, und der Untersuchungsrichter sagte in milderem Tone: „Sie begingen die Tat in halber Unzurechnungsfähigkeit und mögen nie bereut haben, sobald sie geschehen war. Sie befanden sich schon länger nicht in normalem Zustande. Förster Dorn hat Sie sagen hören, Sie würden eine Ende mit Schreden machen, man hat auch anderweitig solche Äußerungen von Ihnen vernommen.“

„Ich leugne nicht, daß ich sie getan habe; ich war außer mir, aber mein Born richtete sich weniger gegen Gertrud, als gegen die, welche sie mir ohnwendig gemacht hatten. Hätte ich einen von ihnen vor der Mündung meiner Büchse gehabt, ich stiehe nicht dafür, daß nichts Schreckliches geschehen wäre.“

Sein bleiches Gesicht hatte sich gerötet, die dunklen Augen rollten, sein ganzer Körper beblete.

Dietsel stieg dem Amtsrichter an. Da stand ja der Mensch vor ihnen, wie er in dem Augenblicke der unseligen Tat gewesen sein mußte.

„Da die beiden Herren vor Ihrer Rache bewahrt blieben, ward Ihre ehemalige Braut das Opfer,“ sagte der Amtsrichter. „Als sie Ihren Beteuerungen keinen Glauben schenken wollte ergriffen Sie die leichte Gestalt —“

„Sie glauben immer noch, ich hätte Gertrud in den See geschleudert?“ unterbrach ihn Georg glühend vor Zorn. „Hätte mich der Wahnsinn gepackt, hätte ich's getan, so würde ich ihr in den nächsten Augenblick nachgestürzt sein und hätte sie entweder lebend wieder heraufgebracht, oder gemeinschaftlich mit ihr den Tod in den Fluten gefunden.“

„So hätte ich an Ihrer Stelle auch gehandelt, der Augenschein lehrt nur, daß Sie es nicht getan haben,“ spottete Reutern. „Ihr armes Opfer liegt draußen im Schauhaufe. Sie stehen lebendig vor uns und haben recht umfichtig alle Anstalten getroffen, sich den Folgen Ihres Verbrechens durch die Flucht zu entziehen.“

„Ich wiederhole Ihnen, daß sich alles ganz anders verhält und daß die Leiche draußen im Schauhaufe nicht Gertrud von Kauffels Leiche ist,“ versetzte Georg.

Seine Stimme klang jetzt matt, er sank wieder auf den Stuhl.

Reutern gönnte ihm einige Minuten, sich zu erholen, dann sagte er: „Sie stellen sich mit dieser Behauptung im Widerspruch mit der nächsten Verwandten der Unglücklichen. Beugen Sie auch immer noch, daß die im Obersee gefundene Uhr das Eigentum der jungen Dame war?“

„Nein,“ sagte Georg, und es klang merkwürdig ruhig, „ich wußte, daß die Uhr im Obersee liegen müsse, Gertrud vermißte sie, nachdem ich sie aus dem Wasser gezogen hatte.“

„Was?“ Reutern und der Inspektor sprangen vor Reutern gleichzeitig von ihren Sätzen auf. „Jetzt geben Sie zu, daß sie sich im Wasser befunden hat?“

„Ja, das gebe ich zu,“ antwortete Georg fest. „Bitte, lassen Sie mich den Hergang der Sache ausführlich erzählen.“

„Sprechen Sie,“ sagte der Amtsrichter und lehnte sich in seinen Stuhl zurück, während der Inspektor in gespannter Erwartung hinter ihm stehen blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Das mißglickte Diner.

Novellette aus dem Französischen.

Deutsch von A. Geisel.

(Eslus.)

„Na, das finde ich naiv, die ganze Unruhe ist doch nur um beinetwillen, und wenn du ein paar Blumen pflücken sollst, bist du zu bequem.“

Die arme Christine hängt schweigend, aber mit Tränen in den Augen, einen großen Korb in dem Arm und entfernt sich. Der Baron hat glücklich seine Zeitung ergattert und will sich gerade nach einem stillen Plätzchen umsehen, wo er das Blatt lesen und ein wenig nicken kann, als seine Ehehälfte ihn ersucht, nachzusehen, ob die Gartenwege und Alleen auch gut gesät und gewalzt sind. Der Baron seufzt und begibt sich ins Freie; indes kaum hat er sich hier umgesehen, als die Baronin ihm nahesteht und aufgeregt sagt: „Wir müssen nochmals einen Boten nach Poitiers schicken, der Fleischer hat sich getrennt und nur vier Pfund Rendenbraten gesandt, während ich acht bestellt hatte.“

Der Baron steht auf die Uhr.

„Nach Poitiers kannst du nicht mehr schicken,“ sagt er bestimmt, „der Bote kommt viel zu spät zurück. Laß den Gärtner ins Dorf gehen und bei dem dortigen Fleischer das Nötige holen.“

„Aber im Dorf wird nur Sonnabends geschlachtet, und heute ist Donnerstag.“

„So laß dem Fleischer sagen, es sei für uns, dann macht er schon eine Ausnahme.“

Der Gärtner eilt ins Dorf, und im Schlosse herrscht fieberhafte Thätigkeit. Das Diner ist auf 6 Uhr bestimmt, und früher wird wohl auch die Herzogin nicht eintreffen. „So Gott will, nicht,“ seufzt die Baronin, die kaum mehr weiß, wo ihr der Kopf steht. Gontram hat seinen neuen Anzug total mit Tinte besudelt und muß nun, trotzdem er heult wie besessen, in seinem Alltagsgewand erscheinen; Louis hat auf die neue Soutane des Abbé „zufällig“ den Gartenschlauch gerichtet und dafür eine derbe Maulschelle erhalten, während Henry die mit großer Mühe aufgebaute Obstpypamide ins Rollen bringt, indem er eine „reife“ Aprikose eskamotierte, und die gequälte Mutter möchte sich zerteilen, um alles wieder in Ordnung zu bringen.

„Sol' mir noch schnell einige Weinlaubblätter,“ herrscht sie den Gatten an, als dieser erklärt, er wolle jetzt Toilette machen. Der Baron blickt auf die Uhr, die gleich Sechs schlagen wird; allein seine Gattin behauptet, er werde noch zehnmal fertig, und so schlürft er denn in seinen ausgetretenen Pantoffeln in den Garten.

Eben streckt er die Hand nach den gewünschten Blättern aus, da schlägt das Rollen eines Wagens an sein Ohr, ein rascher Blick überzeugt ihn, daß es die Herzogin ist, deren Wagen soeben in die Allee einbiegt, und da er das Haus nicht erreichen kann, ohne den Wagen zu passieren, duckt er sich hinter ein Gebüsch und hofft, man habe ihn nicht bemerkt, oder, wenn es doch geschehen sein sollte, werde man ihn für den Gärtner halten. Als solcher sieht er freilich auch schäbig genug aus; seine grauen Leinenbeinkleider sind schmutzig und zerdrückt, die alte Sammetweste muß sich mit einem Knopf behelfen und der Strohhut ist zerseht und ganz außer Fassung.

3.

„Leider“ besitzen wohl die Herzogin, sowie ihr Enkel gute Augen und so haben sie natürlich den Baron erkannt.

„Na, mein zukünftiger Schwiegervater spielt eine nette Figur,“ meint Jacques, der sich vor Lachen schüttelt, „wenn seine Tochter ihm gleicht, trete ich zurück.“

Die Herzogin lacht gleichfalls, tröstet den jungen Herrn indes über das Aussehen seiner Zukünftigen und läßt sich, als der Wagen jetzt die Rampe erreicht hat, von Jacques beim Aussteigen helfen, da sich absolut kein Diener sehen läßt.

Jetzt endlich stürzt der alte Joseph herbei, er hat seinen Dreierock in aller Hast übergeworfen, als er den Wagen hörte, ist aber doch zu spät gekommen. Er geleitet die Herrschaften in den Salon und bittet sie, Platz zu nehmen, der Herr Baron und die Frau Baronin würden sehr bald erscheinen.

Die Herzogin und ihr Enkel sehen sich lächelnd an, und Jacques murmelt etwas von „narrischen Leuten.“ Seine Großmutter ist eine äußerst stattliche Erscheinung; ob ihrer 70 Jahre hält sie sich kerngerade, und ihre dunklen Augen blicken lebhaft nach allen Seiten.

Das noch volle Haar ist schneeweiß, das ponceaufarbene Atlaskleid steht höchst elegant und doch einfach aus.

Jacques ist ein hübscher Bursche, sein Anzug hat einen Stich ins Wigerhafte, aber seine Bewegungen und seine Sprache glücklicherweise nicht. Jetzt tritt er ungeduldig von einem Fuß auf den andern, und als seine Viertelstunde vergeht, ohne daß sich Jemand blicken läßt, sagt er ergeben:

„Großmama, ich glaube, wir sind im Dornröschenschloß, wo alle noch schlafen.“

Gottlob, endlich läßt sich ein leichter Schritt vernehmen, und Christine sagt mit stockender Stimme:

„Ach, Frau Herzogin, entschuldigen Sie gütigst die Verspätung, die Eltern werden gleich kommen. Darf ich — darf ich diesen Moment benutzen, um mit Ihnen so zu sprechen, als ob ich Sie schon lange gekannt hätte?“

„Sprechen Sie frei, mein liebes Kind,“ nickt die Herzogin ermutigend.

Christine, die lange nicht so hübsch aussieht wie sonst, weil die Mutter darauf bestanden hat, sie mit einem geschmacklosen Blumenkranz, der ihr schönes, lockiges Haar verbirgt, zu schmücken, tritt ganz nahe an die Herzogin heran und beginnt zutraulich: „Nicht wahr, Frau Herzogin, Sie haben daran gedacht, mich mit Ihrem Enkel zu vermählen?“

Die Herzogin ist wie aus den Wolken gefallen, und sie und Jacques wechseln einen raschen Blick, während Christine, über und über erglühend, fortfährt: „Ach, ich weiß sehr wohl, daß mein Vorgehen ungewöhnlich ist, aber ich muß trotzdem reden. Ich weiß, daß ich mich gar nicht, aber auch nicht im geringsten dazu eigene, die Gemahlin eines Marquis zu werden. Sie täuschen sich völlig über unsere Verhältnisse; meine Eltern, freudig erregt durch die Aussicht, mich eine so glänzende Partie machen zu sehen, haben die Hindernisse, die sich nicht wegleugnen lassen, viel zu gering angeschlagen und deshalb —“

„Aber mein liebes Kind, welcher Art sind denn diese Hindernisse?“

„Madame, wir sind neun Geschwister, und die Eltern besitzen nur ein mäßiges Vermögen; in dem Bestreben, Sie würdig zu empfangen und zu bewirten, werden Sie uns einfach lächerlich finden —“

„Gewiß nicht, mein liebes Kind, wir —“

„Doch es ist gar nicht anders möglich. Seit den acht Tagen, da uns Ihr Besuch in Aussicht gestellt wurde, steht unser Haus auf dem Kopf. Mama ist so aufgeregt, daß sie alles mißversteht, und dabei plagt sie sich von früh bis spät, Papa kann ihr nichts mehr rechtmachen, die kleinen Geschwister sind überall im Wege und die großen wollen sich tollachen über alle Vorbereitungen.“

Jacques und die Herzogin wissen nicht, was sie sagen sollen, jedenfalls ist diese zukünftige Marquise de Sainville — originell.

„Und da wollte ich Sie bitten, Madame und Monsieur, daß Sie es nicht übel deuten, wenn nicht alles klappt und das Diner auch noch mißglickt. Jetzt, da ich mich ausgesprochen habe und Sie wissen, daß ich mich Ihnen nicht ausdrängen will, ist mir's viel leichter ums Herz. Nicht wahr, Sie lachen uns nicht aus? Von der Heirat kann nicht mehr die Rede sein, da Sie nun wissen, wie es bei uns aussieht, aber —“

In diesem Augenblick erschienen Christinens Eltern auf der Schwelle des Salons, und während sie die Gäste begrüßen, entfernt sich Christine eilends, um den Schwestern bei der Toilette zu helfen.

Als endlich die neun Geschwister beisammen sind, ist es ein hübscher Anblick, all die frischen, erwartungsvollen Gesichter zu sehen, und die Herzogin denkt bei sich, diese blühende, rotwangige Kinderchar sei auch ein Vermögen.

Endlich geht's zu Tisch; der Baron bietet der Herzogin den Arm, Jacques führt die Baronin und hat seinen Platz zwischen dieser und Christine. Es ist längst sieben Uhr und die ausgehungerte Jugend, die sonst um fünf Uhr zu speisen gewöhnt ist, verschlingt die Suppe mit einem Appetit, der Jacques beneidenswert erscheint, denn diese Suppe schmeckt durchaus nicht nach Fleisch, sondern nach allen möglichen Zutaten. Die in der Suppe schwimmenden Klößchen figurieren auf dem Menu als „Hühner-Trolets“, hatten aber von den Hühnern absolut nichts weiter als Eier an sich, und zwar war Josephine bei der Anwendung der Eier sehr sparsam gewesen.

Christine bemerkt, daß Jacques Gesichtler schneidet, während er zögernd seine Suppe löffelt, und lachend flüstert sie ihm zu:

„Genieren Sie sich nicht, Herr Marquis, ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie die Suppe verschmähen, sie ist schrecklich.“

Jacques schiebt erleichtert den Teller zurück, und Christine äußert in orakelhaftem Ton:

„Die nächsten Gerichte werden noch schlechter ausfallen.“

„O,“ murmelt Jacques ungläubig.

Christine hat jedoch Recht gehabt, das „ragout fin in Muscheln“ ist gräßlich, und Agenor, der dem Paar gegenübersteht und Grimassen schneidet, wundert sich über die Heiterkeit der beiden angesichts dieses Ganges. Die Herzogin muß zugeben, daß Christine nicht zu viel gesagt hat, sie empfindet Hunger und kann sich doch nicht entschließen, ihren Teller zu leeren.

Der Baron und die Baronin sind glücklicherweise ganz von der Ueberwachung der aufwartenden Diener in Anspruch genommen, und wenn sie je einmal Zeit haben, auf etwas anderes zu achten, richten sie ihre Blicke hoffnungsvoll auf Christine und Jacques.

Das junge Mädchen setzt dem Marquis auseinander, wie man sonst in Etanges lebt. „Jedes von uns hat sein besonderes Departement im Hause,“ berichtet sie mit reizender Offenheit; „ich garniere unsere Hüte und fülle die Blumenschalen und Körbchen, außerdem lehre ich die Kleinen stricken und nähen. Gilberte hat für unsere Kleider zu sorgen, o, sie ist so geschickt und so fleißig. Therese bäckt das Konfekt fürs Dessert; Henry und Agenor reinigen und stopfen Papas Pfeifen; Louis und Gontram müssen die Wege jäten und harlen, während Francoise und Pauline das Obst auflesen. Der Tag geht herum, ehe man's merkt, und wir fühlen uns glücklich und zufrieden.“

Jetzt ward der Fisch serviert, und es gehörte der naive Optimismus der Hausfrau dazu, um sich einzureden, daß dieser Turbot mit dem bewußten „Guß Essig“ noch aufgeholsen worden sei! Einzelne Mitglieder der Tafelrunde, darunter der Abbé, der Baron und die Baronin, gewannen es über sich, dem Geruch zum Trost, den Fisch auf seinen Geschmack zu prüfen, aber niemand beehrte eine zweite Portion, und Christine dankte Gott, als die ominöse Platte verschwunden war.

„Jetzt kommt der Braten,“ tröstet sie ihren Nachbar, und wirklich, der Lendenbraten sieht vertrauenerweckend aus.

Jacques nimmt eine prächtige Schnitte desselben; er beginnt zu kauen, aber was ist das? Er hat doch sonst so gute Zähne, aber heute kündigen sie ihm den Dienst — das Fleisch ist nicht zu beißen!

Ratlos starrt er seine Nachbarin an, die dieselbe verblüffende Entdeckung macht; das Fleisch sieht so schön aus — wie geht's zu, daß es ungenießbar ist?

Agenor verständigt Christine durch Pantomimen von der Ursache dieser Erscheinung — der Däse, der den Braten geliefert hat, spazierte vor drei Stunden noch auf der Wiese umher!

Die Herzogin hat inzwischen ihren Entschluß gefaßt; wenn sie, wie es verabrebet gewesen, in Etanges übernachten soll, stirbt sie Hungers, und da sie hierzu keine Neigung verspürt, schützt sie Unwohlsein vor und lehrt, sobald der Kaffee getrunken ist, in Begleitung ihres Enkels nach Hause zurück.

Der Baron und die Baronin sind außer sich, sie begreifen, daß aus der Heirat nichts werden wird, und ziehen sich wortlos und bedrückt in ihr Schlafgemach zurück, während die jüngeren Kinder über die Konfetschalen herfallen und diese bis auf den Grund leeren.

„Mein Gott,“ sagt Louis mit vollen Backen, „acht Tage lang hat man nur von diesem Diner reden hören und wie schnell war's vorüber.“

Christine aber, die acht Tage lang wie ein Opferlamm im Hause umhergeschlichen ist, sieht heute abend wieder lustig und strahlend aus; sie hatte sich's viel schlimmer vorgestellt, und zufrieden mit der Welt und sich selbst, suchte sie ihr Lager auf und schlief wie ein Esel. Im Traum erschienen ihr der Turbot, der zähe Lendenbraten und — der hübsche, junge Marquis!

Am nächsten Morgen brachte ein Diener einen wappengeschmückten Brief, in welchem die Herzogin von Abbaggio die Hand der Baronesse Christine d'Imbu

für ihren Enkel, den Marquis de Sainville, erbat! „Alle waren aus den Wolken gefallen, und am meisten die junge Braut; die Baronin aber ries strahlenden Blickes: „Ich wußte es ja, mein brillantes Diner hat seine Früchte getragen!“

Rätsel und Aufgaben.

Zitatenrätsel.

1. Stark in der Tat, milde in der Art. —
 2. Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht. —
 3. Ein Unglück erfährt man immer noch zu früh. —
 4. Der Mensch ist, wie er ißt. —
 5. Ich sei, gewährt mir die Bitter. —
 6. Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar. —
 7. Wer Red' angreift, beudet sich. —
 8. Er stand auf seines Daches Zinnen. —
 9. Mag der Himmel euch vergeben. —
 10. Beh' dir, daß du ein Enkel bist. —
 11. Ein letztes Wort noch, eh' wir scheiden. —
 12. Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz. —
 13. Mann und Frau sind eins. —
 14. Wer niemals einen Rauch gehabt. —
 15. Die Ersten werden die Letzten sein. —
 16. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. —
- Aus jedem der vorstehenden Sätze soll ein Wort genommen werden, so daß ein Zitat von Goethe entsteht.

Zifferblatt-Rätsel.

Die Zahlen bezeichnen die Ziffern der Uhr. Es bedeutet:

- | | |
|------------|-------------------------------|
| 1 2 3 | — Produkt der Kälte. |
| 1 2 3 4 5 | — Metall. |
| 4 5 6 7 8 | — Verwandter. |
| 6 7 8 9 10 | — Handwerkszeug. |
| 9 10 11 12 | — eine Stadt in Ostfriesland. |
| 12 1 2 3 | — Nahrungsmittel. |

Rebus.



Auflösungen der Rätsel aus letzter Sonntagsnummer.

Buchstaben Ergänzung.

Arach	Eisen
Enden	Garta
Trene	Erich
Nalla	Lamm
Gau	Däse
Reis	

Keine Regel ohne Ausnahme. ?

Schieberätsel.

Verdrehung
Herren
Moselwein
Ameise
Redefunft
Reibung
Friesen
Unterwalden
Firnsterne
Quelle
Annaliese
Verdienst
Bildungen

Des Meeres und der Liebe Wellen.

(Grillparzer.)

Rätselhafte Inschrift.

Wenn des Nachbarn Haus brennt, ist auch das deine in Gefahr.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Neue Komparation.

„Elli, steigere einmal das Adjektiv herrlich.“
Höhere Tochter: „Herrlich, herrlicher — Garde-
Leutnant.“



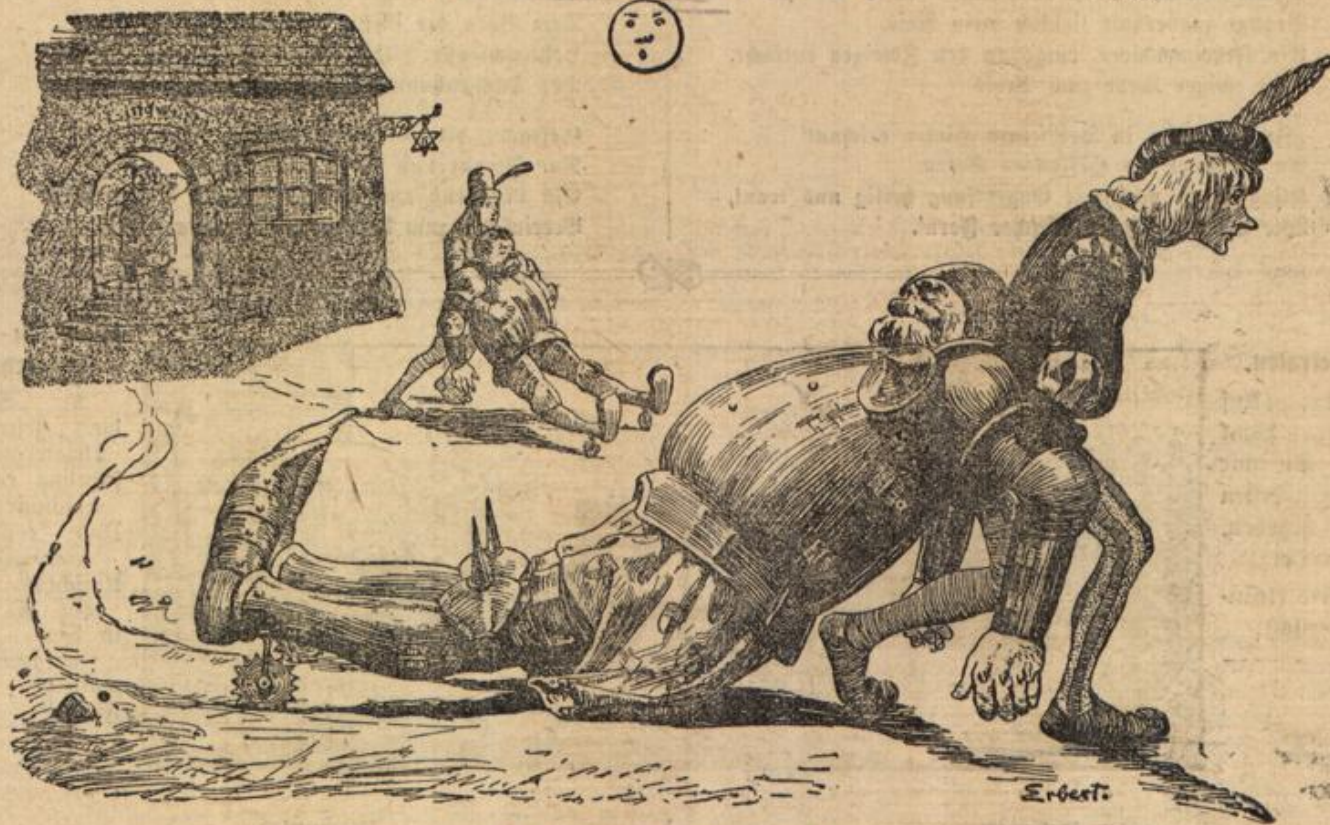
Aus der Zukunft.

Angeklagte: „Die Geschworene Frau Rosa Meier
lehne ich wegen Befangenheit ab — die ist meine beste
Freundin . . .!“



Praktische

Verwendung.



der Sporen im Mittelalter.



Fritzchens Freude.

Fritzchen: „Du, Tante!“ — „Was denn?“ —
Fritzchen: „Reiß doch mal wieder auf Deinen hohlen
Zahn; Du machst dann immer so ein schönes dummes
Gesicht!“

Ein ganz Moderner.



Der Herr, der sich malen läßt: „Entschuldigen Sie
Herr Maler, ich verstehe ja nicht viel von der Kunst, aber
es fällt mir auf, daß Sie mich mit Hörnern malen und mit
grünem Bart, das gibt's doch nicht.“

Der Maler: „Eben, ich male so, wie ich es sehe und
nicht, wie Sie denken, daß es ist, verstehen Sie!“



Beste Rache.

Studentin A.: „Hast Du der Studentin Mitz Deine
Karte geschickt?“

Studentin B.: „Ja, meine Verlobungskarte!“

Beschwichtigung.

Fräulein: „Mein Herr, Sie
haben mich eine Gans genannt, das
ist eine Beleidigung!“

Herr: „Aber mein Fräulein, eine
Gans ist doch ein appetitliches Tier,
das ich überdies zum Aufessen gern
habe.“

Monolog.

Pantoffelheld: „Der Mensch
ist frei, heißt's, wie sehr ist das doch
unrichtig. Kaum erhält er Ver-
munt, nimmt ihn der Schulmeister,
von diesem kommt er zu den Sol-
daten, und kaum ist er mit der
Lehr- und Dienstzeit fertig, so steht
er unterm Pantoffel.“

Anschaulich.

Fremder (eine Warnungstafel
„Das Verunreinigen dieses Ortes ist
bei Strafe verboten“ betrachtend):
„Warum steht denn da unter dem
Plakat noch das Bild, auf dem ein
Mann einen Hund durchprügelt?“

Gensdarm: „Na das ist zur
Warnung für die Hunde, die können
doch nicht lesen!“



Nobel ausgedrückt.

„Wo ist denn Ihr Herr Gemahl, Frau
Kreistierarzt?“ — „Zum Huberbauer; ich
glaube, in dessen Schweinestall steht ein
freudiges Familien-Ereignis bevor.“

Scherzfrage.

Wann sind die engsten Hosen einem Studenten
zu weit?

Antwort: Wenn der Student in Berlin studiert und
nach Heidelberg umgezogen ist.

Zuviel verlangt!

Professor (auf der Straße ein kleines Mädchen an-
sprechend): „Hör' mal Kleine, willst Du mir wohl einen
Gefallen erweisen?“

„Ja!“

„Dann gehe hier um die Ecke, 1 Treppe und klinge-
dreimal kurz hintereinander, wo dran steht „Institut für
medizinische Diagnostik“ und sage meiner Frau, daß ich heute
später zum Essen käme; ich hätte noch einen Fall von
Amputatio interseapularis thoracica.“



Eine zum schreien!



Gausfrau (zu ihrem neuen Dienstmädchen vom Lande):
„Marie, da meinem Manne heut' nicht wohl ist, legen Sie
ihm heute Abend eine Flasche ins Bett.“

Marie: „Jawohl, gnä' Frau, Rotwein oder Weißwein?“

Im Schlächterladen.

„Aber, Meister, das Fleisch recht
gut wiegen.“ —

„Selbstverständlich, Ihnen war
ich ja immer — gewogen!“



Schlechte Entschuldigung.

Frau: „Du bist ein alter, un-
verbesserlicher Trinker, Mann, denn
heute Nacht, so erzählen die Leute
sich, sollst Du ja auf dem Marktplatz
die Anschlagssäule eine halbe Stunde
umarmt haben.“

Mann: „Liebe Frau, ich habe
geglaubt, Du wärst es!“

Sehr einfach.

A.: „Sagen Sie mir bloß, wie
kam der A. immer so schneidig ein-
hergehen?“

B.: „Ja, sehen Sie, die Sache
ist sehr einfach: Auf Teilzahlungen
läßt der sich nicht ein. Entweder er
bleibt Alles schuldig — oder er be-
zahlt garnichts. —“

Weihnachtsmär.

Im Walde rauscht rings in der Bäume
Geäst

Ein Flüstern so bange, so hohl,
Der Tannenbaum scheidet zum Weih-
nachtsfest,

Ihm senken sie dumpf: Lebewohl!

„So lange der Erde allliebendem
Schoß

Hast trennlich Du mit uns geteilt,
Daß, prangend in Jugend, ein grau-
sames Los

Von menschlicher Hand Dich ereilt?“

„Unbeugsam dem Wechsel der Zeit
widerstand

In ewiger Schönheit Dein Haupt,
Daß Dich, unsern Stolz, im nie welken
Gewand,

Die Selbstsucht frühzeitig uns raubt?“

Dem dunkeln Gezweige der Tanne
entschwebt

Ein feierlich ernstes Getöse:

„Die Zeit nicht, wie lang' wir auf
Erden gelebt,

Das Ziel nur allein macht es schön!“

„Ihr trauten Gefährten, belagert d'rum nicht
Die Sendung, zu der ich ersieh'n,
Bald werd' ich, verklärt in strahlendem Licht,
In Hütten, Palästen ersteh'n.

„Zum Fest der Liebe in heiliger Nacht
Braugt zauberhaft lieblich mein Reis,
Ein Flammenmeer, rings an den Zweigen entfacht,
Lohnt ewiger Liebe zum Preis.

„Zur Zeit, da in Bethlehem Hirten erschaut'
Am Himmel des Heilandes Stern,
Klingt's um mich wie Engelsfang heilig und traut,
Wie Grüße aus himmlischer Fern'.

Passende Rache.



Studiofus A.: „Du, mir kommt dieser Hasenbraten sehr verdächtig vor.“

Studiofus B.: „Mir auch. Weißt Du, dafür bringen wir dem Wirt eine
Kazenmusik.“

„Wenn dann ich an traulicher Stätte dem Glück
Als Sinnbild des Friedens gelauscht,
Denk' liebend an Euch ich im Walde zurück,
Des Traumes, der einst mich durchrauscht!“ —

Der Kindheit Tage holdselige Lust
Dem Born der Erinnerung entquillt,
Hellleuchtende Bilder beschwört aus der Brust
Des Tannenbaums strahlendes Bild.

Gesegnet, die unter dem grünen Gezelt
Nur Freude und Liebe vereint;
Ein Lichtgruß auch dem, der allein in der Welt
Vereinamt zum Weihnachtsfest weint!

Verraten.

Er: „Auf
dieser Bank
hast Du mir
den ersten
Kuß gegeben,
mein Herz!“

Sie (träu-
merisch):

„Ja — — —
Dir . . .!“



Auch ein Klatschen.

A.: „War
die gestrige
Theaterauf-
führung recht
amüsant?
Und wurde
brav ge-
klatscht?“

B.: „O ja,
in den — —
Zwischen-
pausen im
Foyer!“

Ach so!

Dunkel (seinen Neffen in der Großstadt besuchend): „Ich
merke, Du lebst mit Deiner Zimmerwirtin hier auf Kriegsfuß.“

Neffe (Student): „Ja, lieber Onkel, die Frau hat eben
so viel von mir zu kriegen.“

Vermutlich.

A.: „Weshalb mag denn der den Orden der „Wachsam-
keit“ gekriegt haben?“

B.: „Vermutlich, weil er in den Hofkonzerten nie ge-
schlafen hat.“

Frage.

Herr Rat kam jüngst um Urlaub ein
Und eilt spornstreichs davon.
Es muß doch mal Erholung sein!
Wovon?

Ein Opfer



der Dichteris's.

Unverwundlich.

„Also in dieser Urne ist die Asche des berühmten
Alkoholisten. Was hat denn das Stückchen Metall zu
bedeuten, welches obendrauf liegt?“

Direktor des Krematoriums: „Das ist die
geschmolzene Kupfer Nase.“

Wahrheit.

Gott schuf die Welt und der Teufel das Geld.

== Vexierbild. ==



Wo ist der andere Seemann?

Splitter.

Bittere Jahre sind nur zu häufig die Frucht früher Stunden.

Manche glauben sich die Achtung der Mitmenschen beim
Modeschneider zusammenstellen zu können.

===== Herausgeplagt. =====



Rossmanne.

„Sehen Sie, lieber Doktor, doch oben hausten meine Ahnen!“
„Donnerwetter, haben die gehaut!“

Bauernphilosophie.

Bauer (beim Zuge stehend): „A Billethen hätt i, wenn i
jezt wisset, daß sich die Eisenbahner ärgern, wenn i zu Fuß geh,
i fahret dann grad net mit.“

Unüberlegt.

Schlaumeier (vom Bett aus zu seinem in der Nacht heim-
kehrenden Sohn): „Was suchst Du denn noch so lange im
Dunkeln umher?“

Sohn: „Ich kann die Blindhölzer nicht finden.“
Schlaumeier: „Na, dann mache doch Licht an.“

Aus der Geographiestunde.

Lehrer: „Und durch welchen See geht der Nincio?“

Schüler (in Gedanken): „Durch den Gerdafee.“

Lehrer: „Sehen Sie wohl, woran Sie wieder denken.“